

# Vom Knaben zum Mann oder Die alte Angst vor der Gleichheit

**IG Bubenarbeit Schweiz, 6. Juni 2017**

Ich habe Angst. Damit ist eine erste Frage geklärt. Ich bin kein «Mann». «Ich habe keine Angst, weil ich stärker bin. Das nenne ich Mann.» Lässt sich der ehemalige Ausbilder einer Antiterror-Einheit zitieren (Christel Neusüss: Kopfgeburten der Arbeiterbewegung, Hamburg: Rasch und Röhring, 1985).

Männlichkeitsgebärden sind Beschwörungsrituale gegen vielfältigste Ängste.

Männlichkeitsgebärden sind eine Art Beschwörungsrituale, mit denen vielfältigste Ängste vertrieben werden sollen. Vor allen anderen die Angst vor dem Tod. Als der «schnellste Mann am Berg», Ueli Steck, am 30. April 2017 im Himalaya gemäss seiner eigenen Logik «scheitert», das heisst stirbt und nicht heimkommt, werden widersprüchlichste Emotionen öffentlich. Die medial bekundete Trauer beziehungsweise ihre demonstrative Abwesenheit haben womöglich und paradoxerweise dieselbe Ursache – den Zusammenbruch der heimlich an Steck & Co. festgemachten Hoffnung, das Leben sei doch kein endliches. Die Hoffnung, der insbesondere in Männlichkeitskonzepten angelegte Versuch – der allerdings auch Frauen antreibt –, das Todesproblem durch magische Praktiken zu lösen, könnte doch noch gelingen – durch den Vorstoss in kleine und grosse Todeszonen. Denn: Wer von den Orten, wo die endgültige Vernichtung droht – der Höhle des Löwen, der Todeszone über 8000 Metern – zurückkommt, erscheint als Unverletzlicher, als Sieger über den Tod. Eine Projektion, die mit der Person Ueli Steck so viel zu tun hat wie das rassistische Stereotyp mit dem realen Fremdling.

Dominik Osswald verfasst für den *Tagesanzeiger* einen Nachruf, der in der Online-Ausgabe mit «Tod eines Unsterblichen», auf Papier dann nur noch mit «Der vorausseilende Schatten» übertitelt wird. «Ueli Steck und der Tod», schreibt Osswald, «das sind zwei Begriffe, die immer wieder gemeinsam genannt wurden – und doch schienen sie sich so fern zu sein. Er würde ihm entrinnen, immer. Als wäre der Tod eine jagende Gestalt, Steck sein vorausseilender Schatten.» Der Tod zerstört das mythische Bild. Jetzt bleibt uns nur noch die klitzekleine Hoffnung, irgendwann werde bekannt, dass die sogenannte «Swiss Machine» am Nuptse einen Fehler gemacht hat, sein Tod ein vermeidbarer gewesen wäre. Wer keine Fehler macht, stirbt nicht.

Das glauben auch die Testpiloten in Tom Wolfes Roman «Die Helden», die sich nach jedem Absturz eines Kollegen zum Leichenessen treffen und analysieren, was er falsch gemacht, bis sie sich gegenseitig überzeugt haben, Tod oder Leben liege in ihrer eigenen Hand. Am anderen Tag steigen sie mit todsicherem Gefühl in ihre Jets. Überzeugt,

ihnen werde so ein Fehler nie passieren. Derjenige, der beim nächsten Leichenessen widersprechen würde, das ist der, den sie vor dem ersten Gang beerdigt haben.

## Männer scheitern an Männlichkeitskonzepten.

Und ich habe Angst vor den nächsten sechzig Minuten. Angst, vor gestandenen Fachleuten über Bubenarbeit zu reden. Dabei zuckte ich schon beim Wort «Bubenarbeit» innerlich zusammen. Ist Kinderarbeit nicht Ende des 19. Jahrhunderts mit dem eidgenössischen Fabrikgesetz verboten worden? Jetzt gibt es wieder Mädchenarbeit. Und als trotzig Reaktion darauf: Bubenarbeit. Von Romanshorn über Zürich bis Trubschachen. Kehrt alles, was wir überwunden glaubten, mit diesen «Migrationsströmen» in unsere emanzipierte Gemütlichkeit zurück? Oder bedeutet Bubenarbeit gar nicht, dass Buben arbeiten müssen, sondern dass sie bearbeitet werden? Einfach anders als Mädchen. Ob auch Frauen Buben bearbeiten dürfen oder das ausschliesslich Männern vorbehalten bleibt, auch das ist eine Geschlechterfrage.

Als ich die erste Ausschreibung dieser Tagung erhalten habe, bekam ich es mit der Angst zu tun. Da wurde unter meinem Namen angekündigt:

- «Die Arbeit mit Jungs heute, vor 25 Jahren und in 25 Jahren
- Heutige Lebenswelten und Bedürfnisse der vielfältigen Jungs
- Voraussetzungen und Auftrag der Männer und Frauen, die Jungs begleiten»

Als müsste ich im Albigüetli der SVP ihre Landwirtschafts-, Familien- und Migrationspolitik der letzten und der nächsten hundert Jahre erklären. Meine leichtfertige Neufassung beruhigte mich nur bis zu dem Moment, an dem ich die Ausschreibung hervornahm und las, was ich mir ohne Not auferlegt:

- «Die Entwicklung des gesellschaftlichen Umfelds von Bubenarbeit  
– Rückblicke, Reflexionen und Vorahnungen
- Bubenarbeit im Spannungsfeld von Migration und Integration,  
Gender-Bashing und unterschiedliche Visionen der Gleichheit
- Buben begleiten – eine Gratwanderung zwischen Role Model und Coach»

An diesen Vorsätzen kann ich nur scheitern. So wie die meisten Männer an den grandiosen Männlichkeitskonzepten. Wenn auch nicht immer so endgültig wie Ueli Steck. Das mit der Bubenarbeit überlasse ich den Experten, euch also, und der anschliessenden Diskussion. Ich übernehme, und das ist grössenwahnsinnig genug, «die Welt». Und lade euch ein zu ein paar wenigen Blitzlichtern auf «die Welt», in der wir lebten und leben. Einen sicheren Boden für Bubenarbeit werde ich euch damit nicht bereiten, zumal es mich nicht wirklich interessiert, was ein «Mann», was «männlich» ist. So wenig wie die Frage, was eine «Schweizerin» oder ein «Schweizer», was «schweizerisch» ist. Mich inte-

ressiert, wie sich Menschen in diesem unberechenbaren und bedrohten Leben bewegen, wie sie in Weltchen und Welten, zumindest auf Zeit, heimisch werden können.

Ein «Mann» ist ein Mensch, der an Olympischen Spielen in der Kategorie «Mann» starten darf. Alles andere ist gegenderte Propaganda.

Die Frage, die ihr als Bubenarbeiter womöglich beantworten zu müssen glaubt, die trotz Gleichstellung und Dekonstruktion auch heute noch gestellte Frage «Wann ist ein Mann ein «Mann»?» enthält paradoxerweise schon eine Antwort. Ein «Mann» ist ein Mensch, der an Olympischen Spielen in der Kategorie «Mann» starten darf. Und dafür genügt heute die Absolvierung einer Leibesvisitation nicht mehr. Alles andere ist Ideologie beziehungsweise gegenderte Propaganda.

Ein Bild der Trumpschen Kleinfamilie mit Trump auf einem goldenen Sessel, der Frau, die hinter ihm steht, und dem Sohn, der im Anzug auf einem Plüschlöwen reitet, ist verräterisch. Weil es offensichtlich inszeniert ist und ganz bestimmte Geschlechtermodelle transportieren soll. Der Mann repräsentiert, was Robert Connell als hegemoniale Männlichkeit bezeichnet: Geld und Macht. Die jüngere Frau und der Stammhalter werden als Beweise der sexuellen Potenz des älteren Mannes ins Bild gerückt. Der sitzt als König auf einem Thron. Die Frau aber ist offensichtlich nicht die Königin. Sie thront nicht neben ihm. Sie steht hinter ihm. Hinter jedem erfolgreichen Mann steht eine Frau. Aber sie steht da nicht als «Heimchen am Herd», das ihren Mann anhimmelt, nicht als Dienerin ihres Herrn, sondern schaut uns ernst und direkt in die Augen, als eine Art Hüterin der Schönheit oder Herrin des Sexuellen. Auch der Bub schaut nicht auf seinen narzisstischen Vater, sondern zu uns, und sein Blick ist ein unsicherer. Hat er Angst, dass er selbst am Konzept der hegemonialen Männlichkeit scheitern könnte? Dass er seine Männlichkeit nur dadurch unter Beweis zu stellen vermöchte, dass er einen lebenden Löwen reitet oder zum «Zauberstab der Gewalt» greift? Selbst sein Vater und Präsident schafft es erst mit einem Bombenangriff in Syrien und dem Einsatz der «Mutter aller Bomben» in Afghanistan, dass auch seine Kritiker – die Obama einen Zögerer nannten – ihn loben. Gewalt macht «Männer».

Macht macht «Männer» oder «Männer sind scheisse».

Es ist viel über die Wahl Donald Trumps zum Präsidenten geschrieben, aber eher selten darauf hingewiesen worden, dass diese Wahl vor allem anderen eine Geschlechterwahl war. Wer bei der bekannten Ausgangslage nicht Hillary Clinton wählte, wollte keine Frau im Weissen Haus. Das männliche Grossmaul wird gewählt und von seinem Stellvertreter in der Wahlnacht mit dem Satz gefeiert: «Seine Führerkraft und seine Grösse wird Amerika wieder erstarcken lassen.» Weil Macht Männer macht. Die Musterschülerin – die sich «männliche» Machtstrategien aneignet und sogar mehr Stimmen macht – wird ab-

gestraft, weil der Boss im Oval Office immer der Mann ist. Wäre Donald Trump – so wie er sich inszeniert und womöglich auch ist – eine Frau, sie hätte keine Chance gehabt. Einer Frau wäre all das Getrumpe nicht verziehen worden. Aber als Mann ist Trump vermutlich nicht nur gewählt worden, obwohl, sondern weil er ein Macho und Rüpel ist. Das Video, in dem er sich mit eindeutigen sexuellen Übergriffen brüstet, hat ihm nicht nachhaltig geschadet. Es hat bei seinen Fans womöglich sogar sein Image als zupackender Mann gestärkt. Für die anderen waren solche Männer schon vorher, was auf einem vor rund zehn Jahren auch in der Schweiz verkauften Damenslip stand: «Männer sind Scheisse». In solchen Widersprüchlichkeiten wachsen Buben in unserer Zeit auf.

Was im vergangenen Herbst nicht wenige definitiv auf Hillary Clintons Sieg wetten liess, könnte auch in einem Trumpschen Aufklärungsbuch für seinen Sohn stehen: «Ich fange einfach an, sie zu küssen. Ich warte nicht einmal. Und wenn du ein Star bist, dann lassen sie es zu ... Berühre ihre Vagina. Du kannst alles machen ...» (*Blick online*, 8.10.2016). Der Satz verrät nicht nur ein Frauenbild, er legt auch das nicht nur beim Mann Trump fehlende Vertrauen in die eigene erotische Attraktivität frei, das mit Potenzgebärden und, im Fall des heutigen US-Präsidenten, auch mit praktizierter sexueller Gewalt zu kompensieren versucht wird. «Jungs sind so; wenn Jungs heranwachsen, dann reden sie so über Mädchen» (*Spiegel online*, 18.10.2016), erklärt dessen Gattin abgeklärt.

Auch in der Schweiz nehmen einige den Trumpel in Schutz. Im *Sonntalk* fragt Markus Gilli: «Suchen wir einen Heiligen, oder suchen wir einen politischen Leader?» *Weltwoche*-Chef und SVP-Nationalrat Roger Köppel gesteht: «Er redete einfach so, wie viele Männer reden, wenn sie sich in Herrenrunden oder Umkleidekabinen unbeobachtet fühlen» (*Weltwoche*, 13.10.2016). In welchen Männerzirkeln und Garderoben treiben sich Schweizer Chefredaktoren herum, dass sie «Verrat» rufen müssen, wenn herauskommt, was sie da so palavern? O-Ton Köppel: «Mindestens so unanständig wie die Dinge, die in solchen Situationen besprochen werden, sind die Leute, die das nachher ausplaudern ... Moralisch neutralisiert die Gemeinheit des Verräters die beschämende Schlüpfrigkeit der Aufzeichnungen.» Das ist der Appell an den Männerbund, sich an die «Omertà» zu halten, um die Vorurteile «der Feministinnen» nicht mit Realitäten zu unterfüttern beziehungsweise den Kameraden nicht an Gattinnen und Freundinnen zu verraten. Aber nach Frauen haben auch vereinzelte Männer darüber zu reden begonnen, was andere Männer so sagen und treiben. Eine Männerbewegung ist das nicht.

Auch mächtige Männer können sich nicht mehr auf das Schweigen «der Frauen» verlassen.

Dass Männer, auch mächtige, sich in erotischen Angelegenheiten nicht mehr auf das Schweigen «der Frauen» verlassen können, das ist, nebst der rechtlichen Gleichstellung und dem strafrechtlichen Verbot der Vergewaltigung in der Ehe, vermutlich eine der grössten Veränderungen im Verhältnis der Geschlechter in den vergangenen Jahrzehnten. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern, John F. Kennedy zum Beispiel, muss sich US-

Präsident Bill Clinton Ende der Neunzigerjahre in aller Öffentlichkeit zu seinen oralen Praktiken im Oval Office bekennen. Er übersteht zwar das Impeachmentverfahren. Gilt noch immer als populärer Präsident. Aber die Lewinsky-Affäre macht deutlich – die guten alten Zeiten sind vorbei.

Die Karriere des damaligen Direktors des Internationalen Währungsfonds und als Präsident Frankreichs gehandelten Dominique Strauss-Kahn endet 2011 abrupt, nachdem ihn verschiedene Frauen wegen sexuellen Übergriffen beziehungsweise Vergewaltigung angeklagt haben. Und als der *Stern* Ende Januar 2013 ein Porträt des damaligen Spitzenkandidaten der deutschen FDP veröffentlicht, geht der 67-jährige Rainer Brüderle früher als geplant politisch in Rente. Unter dem Titel «Der Herrenwitz» beschreibt die Reporterin Laura Himmelreich, wie Brüderle an der Bar des Hotels Maritim in Stuttgart aufgrund ihrer politischen Fragen persönlich wird. «Ich frage, was er in seiner Rede wenige Stunden zuvor meinte, als er beklagte, Deutschland verändere sich nicht schnell genug. Brüderle möchte wissen, woher ich komme. «München», antworte ich. Dort seien die Frauen eigentlich trinkfest, sagt er und blickt skeptisch auf die Cola Light in meiner Hand. Ich sage ihm, dass ich privat, zum Beispiel auf dem Oktoberfest, durchaus Alkohol trinke. Brüderles Blick wandert auf meinen Busen. «Sie können ein Dirndl auch ausfüllen.»»

Die Veröffentlichung der Sexualisierung einer Befragung zu politischen Themen durch einen Spitzenpolitiker löst einen doppelten Aufschrei aus. Ein tausendfacher Twitter-Aufschrei bestätigt, was Frauen aufgrund ihrer Erfahrungen vertraut ist und auch Männer wissen müssten – dass, so Tina Hildebrandt in der *Zeit*, «Belästigung in den unterschiedlichsten Ausprägungen» zum Alltag «für einen Teil des Landes gehört». «Tabubruch» wirft ein Präsidiumsmitglied der FDP dem *Stern* wegen der Publikation von Brüderles gesammelten Herrenwitzen, inklusive Körbchengrösse von Kuheutern, vor. Und der *Spiegel*-Journalist Jan Fleischhauer behauptet gar, die «Brüderle-Affäre» sei «die Geburtsstunde des Rechtsrucks» und damit der Alternative für Deutschland AfD beziehungsweise von Pegida. Viele AfD-Wähler und -Wählerinnen seien «es einfach leid, dass aus jedem Ausrutscher ein Skandal gemacht wird, weil irgendwelche Antidiskriminierungsaktivisten den Alarmknopf drücken». Deshalb haben Menschen das Gefühl, «dass die Welt aus den Fugen ist», gehen gegen die Islamisierung des Abendlandes auf die Strasse und schreien «Wir sind das Volk»?

### Lieber Herrenwitz und Übergriff als Schlappschwanz.

«Frauen beschwerten sich», beklagt sich ein Gula Jarv auf der Kommentarseite von *NZZ Campus* in einer früheren Sexismusdebatte, «über ein Privileg um das wohl jeder Mann sie massiv beneidet: Das Privileg, vom anderen Geschlecht offen begehrt zu werden.» Der US-amerikanische Professor für Sozialpsychologie Roy F. Baumeister liefert dazu in seinem Buch «Wozu sind Männer eigentlich überhaupt noch gut?» (2012) die (pseudo)wissenschaftliche Erklärung: «Die sexuelle Marktwirtschaft basiert auf der Erkenntnis,

dass Männer mehr Sex wollen als Frauen ... Um Frauen zum Geschlechtsverkehr zu überreden, müssen sie ihnen im Gegenzug mehr als Sex anbieten.» Da wird die altbekannte, von Männern und Frauen gleichermaßen geschürte Fiktion fortgeschrieben, «der Mann» sei «der Frau» als Hüterin des sexuellen Feuers ausgeliefert. «Es heisst ja im Allgemeinen: «Frauen haben Sex, wann sie wollen, und Männer, wenn sie dürfen.» Schreiben ehemalige Berufsfachschüler von mir in der Einleitung zu einer Broschüre mit Verführungstipps für ihre Geschlechtsgenossen.

In diesen (biologistischen) Debatten, in denen Männer auch schon mal mit Stieren verglichen werden, die nicht zu Ochsen gemacht werden sollen, gehen gelebte Realitäten unter. «Vor genau einem Jahr», erinnert sich Tin Fischer in der *NZZ am Sonntag* vom 3. Februar 2012, «wurde mit ähnlicher Inbrunst das genaue Gegenteil beklagt: dass die Männer von heute viel zu gehemmt seien.» Dieses Paradoxon ergibt sich aus der Angst «des Mannes» vor der unberechenbaren Sexualität gleich Frau und dem Versuch der einen, diese mit Herrenwitzen, Übergriffen aller Art bis hin zu Gewalt unter Kontrolle zu bringen. Sie riskieren damit, unter Sexismusverdacht zu geraten, aber das ist ihnen allemal lieber denn als Schlappschwanz zu gelten, was den andern droht. Das «Ich kann und will immer» fingiert Potenz, und das ist vermutlich der Grund dafür, dass der dritte Aufschrei ausgeblieben ist – gegen das diffamierende Zerrbild «des Mannes», der mit simplen Reizen von jeder Frau in Stellung gebracht werden könne. Der männliche Aufschrei gegen derart holzschnittartige Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen – hier das schöne Geschlecht, da der Pawlowsche Hund – und das Überschreiten der Geschlechtergrenzen wären Voraussetzungen für erotische Begegnungen von Gleichen auf dem freien Feld des wechselhaften Begehrens, da, wo Sex nur noch gegen Sex zu haben ist, alle gleichermaßen zu Objekten und Subjekten der Lust werden.

### Gesellschaften kulturalisieren positive und negative Eigenschaften.

Drei Jahre nach der Brüderle-Affäre macht der Kölner Silvester klar: Noch sind wir nicht in Utopia angekommen. Der langjährige Nordafrika-Korrespondent Samuel Schirmbeck fühlt sich durch die sexuellen Übergriffe während des Jahreswechsels 2015/16 an das erinnert, was er auf algerischen Strassen und Plätzen gesehen habe. «Vor 1968», gibt er am 11. Mai 2016 bei *Maischberger* zum Besten, «da hatten wir auch solche Verhältnisse, da gab es praktisch keinen Chef, der seiner Sekretärin nicht an den Hintern gefasst hat.» Nicht nur Frauen werden sich fragen, wer ihnen in den Jahrzehnten danach sexuelle Gewalt in unterschiedlichster Form angetan. Die Nordafrikaner waren es nicht.

Für sexuelle Übergriffe und Gewalt von Afrika bis Köln macht er zum einen das Frauenbild des Islams verantwortlich – «das ich ein sehr erniedrigendes Frauenbild finde» –, zum anderen das Verbot des sexuellen Verkehrs vor der Ehe. «Stellen Sie sich doch mal diese 14-jährigen Typen vor, die höchstens mit 25 heiraten können, was die drauf haben. Sie haben einen sexuellen Überdruck, und Sie haben eine unterrepräsentativ geschützte Frau – der Überdruck und der Unterdruck erzeugen diese Übergriffe. Das kön-

nen Sie sich mathematisch ausrechnen.» Da müssen Männer ja zu Vergewaltigern werden. Will er, vermutlich, sagen. Und ihr als Bubenarbeiter in multikulturellen Kontexten bekommt richtig viel Arbeit.

Gesellschaften, auch unsere, neigen dazu, positive und negative Eigenschaften zu kulturalisieren. Das geschieht mit unzulässigen Verallgemeinerungen zum einen, selektiver Fokussierung auf den Faktor Kultur zum anderen. Der Gewalttäter des eigenen, als friedlich definierten Kulturraums wird als unschweizerischer beziehungsweise nicht-muslimischer Einzelfall, der Gewalttäter des fremden Kulturraums als Beweis für die typisch muslimische oder christliche Neigung zu Gewalt gesehen. Seit 9/11 werden terroristische Attentate reflexartig als muslimisch motiviert eingestuft, was auch dem Islami-schen Staat in die Hände spielt, der gerne seine globale Allmacht inszeniert. Die Morde von Anders Breivik aber werden so wenig der norwegisch-christlichen Kultur angelastet wie die Mordserie der rechtsextremen Zwickauer Zelle dem gewalttätigen Kern germanischer Kulturen zugeschrieben wird. In diesem Fall führt die Kulturalisierung von Gewalt sogar dazu, dass die Polizei die Täter jahrelang im muslimischen Umfeld der Opfer sucht. Im einen Fall wird das Verhalten des Individuums beziehungsweise einer kleinen Gruppe als repräsentativ für eine Kultur definiert, im anderen Fall gilt es als untypisch. Das ist Rassismus.

Das meist komplexe Ursachengefüge von Gewalt wird auf kulturelle Zugehörigkeiten reduziert, so dass, beispielsweise, cachiert wird, dass der grösste gemeinsame Nenner von Gewalttätern das Geschlecht, männlich, ist. Wer von muslimischer Gewalt spricht, denkt kaum an Frauen mit oder ohne Kopftuch. Dafür gibt der fremde junge Mann, der in Europa ein besseres Leben sucht, ein perfektes Feindbild ab. Immer wieder wird sein «Radikalisierungspotenzial» beschworen, auch wenn das nur die Realität von ein paar Wenigen trifft. Die könnten für euch als Bubenarbeiter allerdings zu einem ernsthaften Problem werden. In privatem Rahmen habe ich den Satz gehört, diese jungen Männer im wehrpflichtigen Alter sollten ihr Land verteidigen statt zu fliehen, viele von ihnen seien vermutlich gefährlich. Das heisst, die Männer, die aus den bekannten Kriegsgebieten zu uns flüchten, sind entweder Schläfer oder Fahnenflüchtige. Paradoxerweise reagieren wir ausgerechnet auf jene – denen wir mehr oder weniger offen unterstellen, sie würden, wenn sie in Massen kämen, unsere emanzipierten Gesellschaften in dunkle Vergangenheiten zurückstossen – mit ausgesprochen traditionellen Geschlechtervorurteilen. Richtige Männer sind Kämpfer oder Täter, aber keine Opfer. Das muss gegen die schleichende Islamisierung verteidigt werden.

**Gewalt macht «Männern» und verwandelt die Welt in meine Welt.**

Gewalt ist der Versuch, Angst und Ohnmacht zu überwinden oder zu beenden. Die Berührung der Welt mit dem «Zauberstab der Gewalt» verwandelt sie scheinbar in meine Welt. Aber Gewalt provoziert endlos neue Gewalt, weil alle subjektiv immer nur zurück-schlagen. Das gilt für die Terrorattentate von New York, Paris, Brüssel, Berlin, Manchester

und Kabul ebenso wie für allfällige Gegen- oder Präventivschläge. Wir werden siegen. Wir werden sie ausmerzen. Die Verlautbarungen der Kampfparteien klingen verstörend ähnlich. Gewalt erscheint vielen als die einzige Möglichkeit des Handelns in verzweifelter Lage. Mit Gewalt lässt sich leicht Politik machen und Geschichte schreiben.

«Die Welt jagt Abdelhamid Abaaoud», titelt das Schweizer Boulevardblatt am 18. November 2015 und verstärkt damit die Allmachtsträume der Pariser Attentäter, die auch das Ziel hatten, «die Welt» in Angst und Schrecken zu versetzen. Es muss dem bald danach in den «Status: getötet» Versetzten für einen kleinen Moment das Gefühl unbegrenzter Bedeutung und Macht verliehen haben, dass die Ermordung von über hundert Menschen in der Hauptstadt der westlichen Lebensart zur Zeitenwende gehypt wird. Die Botschaft wird ankommen und neue Täter mobilisieren.

Gewalt ist das Fürchterliche, das so einfach zu machen und so schwer zu beenden ist. Auf allen Seiten glauben sie, was der ehemalige Sprecher des US-amerikanischen Repräsentantenhauses, der Republikaner Newt Gingrich, im November 2015 twittert: «Böse Menschen müssen von den Guten getötet werden.» Wie glaubwürdig sind angesichts solcher Sätze die in unserer freien, zivilisierten und teilweise christlichen Welt so gerne gestellten Integrationsforderungen, insbesondere die gewaltfreie Lösung von Konflikten? Zum Beispiel gegenüber Jugendlichen mit muslimischem Hintergrund?

Im April 1998 sitzt der, vermutlich, knapp vierjährigen Drew da, wo sonst US-amerikanische Präsidenten und Hollywoodstars posieren – auf dem Titelblatt des *Time*-Magazins. Zwei, drei Jahre später schaut er in einem viel zu grossen Mantel, auf einem anderen Familienfoto, schon sehr viel skeptischer unter einem Cowboy-Hut hervor, als zweifelte er, ob er je in die Kluft der Männlichkeit hineinwachsen würde.

Männer werden nicht als «Männer» geboren, sonst wäre die Angst nicht so gross, kein richtiger «Mann» zu sein beziehungsweise zu werden. Dann müssten ihr als Bubenarbeiter den männlichen Jugendlichen keine Orientierung in unseren auch gendermässig unsicher gewordenen Zeiten geben, dann wäre das «Mann»sein beziehungsweise -werden eine Selbstverständlichkeit und kein «unsicherer oder künstlicher Zustand, den sich», so David Gilmore in seinem Buch «Mythos Mann», «die Jungen gegen mächtige Widerstände erkämpfen müssen». Immer ist die Robe der Männlichkeit dem real existierenden Mann oder Buben zu gross. Machen wir uns nichts vor: Es gibt keine «Männer», so wenig wie es einen Wilhelm Tell oder einen Winkelried gegeben hat.

Der kleine Andrew Golden erschiess im April 1998, gerade mal elfjährig, zusammen mit seinem dreizehnjährigen Mitschüler Mitchell Johnson in Jonesboro, Arkansas, vier Schülerinnen und eine Lehrerin. Sein Bild geht um die Welt. Politiker bedauern, dass die Todschilder nicht wie erwachsene Männer abgeurteilt werden können. Andrew Golden ist zum ernst zu nehmenden Mann geworden. Und Grossvater Golden, in dessen Waffenschrank sich die beiden Buben bedient haben, gibt in seinem Garten eine Pressekonferenz, an der er, so Michael Schwelien in der *Zeit*, mit «unverhohlenem Stolz auf das jägerische Geschick seines Enkels» erklärt: «Mir tut jeder leid, der ihm näher als



zweihundert Yards vor die Flinte kommt.» Gewalt macht «Männer». Natürlich greifen auch Frauen zum «Zauberstab der Gewalt», aber es macht sie nicht zu «Frauen».

Das Bild der US-amerikanischen Soldatin Lynndie England ist um die Welt gegangen. Sie wird ihren Enkeln noch in Jahrzehnten erklären müssen, weshalb sie einen nackten irakischen Gefangenen an der Hundeleine hinter sich her zerrt. Das Bild beklemmt. Weil es daran erinnert, dass Friedfertigkeit und Respektierung von Menschenrechten nur dünner Firnis sind, unter dem Menschenverachtung und Folter, Demütigung und Gewalt lauern. Weil es deutlich macht, dass all das nicht un-amerikanisch, un-menschlich, ja nicht einmal un-weiblich ist.

Das Modell im Kopf kann zum Brett vor dem Kopf werden.

Weshalb ist gerade dieses Bild von den Redaktorinnen und Redaktoren so oft ausgewählt worden? Weil es «die Männer» vom Kollektivverdacht der Gewalttätigkeit entlastet? Weil «unter Mediaspekten die Frau als Täterin das Unerwartete» ist, «also stärker» wirkt, wie die deutsche Soziologin Karen Gabbert in einem Interview mit der *Tageszeitung taz* am 12. Mai 2004 erklärt? Gewalt als das Frauenmögliche – geschäftstüchtige Medieninszenierung oder patriarchale Propaganda? «Ist die Schwelle zur Gewalt nach einer traditionellen Mädchenerziehung nicht doch höher?», fragt die *Tageszeitung* nach und wird von Gabbert des letzten Quäntchens Hoffnung beraubt: «Das ist meiner Meinung nach Quatsch. Männer unterliegen öfter Bedingungen, die Gewalt hervorrufen können. Wenn Frauen diesen Bedingungen auch ausgesetzt werden, handeln sie genauso.»

Diese Vorstellung widerstrebt den meisten von uns, Frauen und Männern, weil sie die Geschlechterdifferenz zurückweist und das Wunschbild des anderen, des friedfertigeren Geschlechts zerstört. Gerade weil Genderkonzepte davon ausgehen, dass Männer zu «Männern», Frauen zu «Frauen» gemacht werden, verführen sie uns dazu, Frauen nur als «Frauen», Männer nur als «Männer» wahrzunehmen, wenn sie kulturellen Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen entsprechen. Das Modell im Kopf kann zum Brett vor dem Kopf werden, das uns «den Mann» nur als Täter, «die Frau» bloss als Opfer sehen, «den Mann» als Opfer, «die Frau» als Täterin übersehen lässt.

Stärkt Lynndie England, so zynisch es klingt, die Utopie der Gleichheit? Weil sie deutlich macht: Das Menschenmögliche ist auch das «den Frauen», ist das beiden Geschlechtern Mögliche. Und weil das Menschenmögliche nicht nur Gewalt, sondern auch Friedfertigkeit enthält, ist letztere, utopisch gesehen und konsequenterweise, auch das Männern Mögliche, obwohl diese bisher zweifellos häufiger zum «Zauberstab der Gewalt» gegriffen haben und noch immer greifen als Frauen.

## Gleichheit der Geschlechter Gleichheit trotz Differenz Gleichheit in Vielfalt

Die Veränderung der Geschlechterrollen in den letzten Jahrzehnten ist geprägt durch feministische Bewegungen und Genderwissenschaften. Beide sind massgeblich durch drei Ansätze geprägt:

- Der Gleichheitsansatz: Männer und Frauen sind gleich und deshalb gleichberechtigt.
- Der Differenzansatz: Männer und Frauen sind verschieden, haben unterschiedliche Lebensaufgaben und gesellschaftliche Funktionen, sind aber trotzdem gleichberechtigt.
- Der Dekonstruktionsansatz: «Mann» und «Frau» sind keine «natürlichen», vorgegebenen Kategorien, sondern soziale oder auch sprachliche Konstrukte.

Hinter allen drei Ansätzen stehen Gleichheitsutopien, die sich zwischen Gleichheit der Geschlechter, Gleichheit trotz Differenz und Gleichheit in Vielfalt bewegen. Entscheidend ist immer auch die Blickrichtung, mit welcher der entsprechende Ansatz verknüpft wird. Beziehen sich Gleichheit beziehungsweise Differenz auf das Vorgefundene (das, was ist), das Vorgegebene (das, was zwingend so sein muss) oder auf das Denkbare (das, was auch möglich wäre)? Mit welchem Ansatz beziehungsweise welchen Ansätzen arbeitet ihr in der Bubenarbeit? Damit ihr sowohl das reale geschlechtsspezifische Verhalten – zum Beispiel bezüglich Sexualität, Gewalt und Gesundheit – als auch weiblich konnotierte Ängste sowie Unsicherheiten von Buben nicht übersieht?

Die Befreiung ist vor allem eine Befreiung auf das «Männliche» hin.

Die vergangenen Jahrzehnte sind durch Befreiungen, Dekonstruktionen und Neuentwürfe geprägt, allerdings sehr viel stärker aufseiten «der Frauen» als «der Männer». Das Überschreiten der Geschlechtergrenze droht «dem Mann» mit Absturz ins entwertete «Weibliche», mit dem Verlust von Privilegien, Macht und Potenz. «Ich liebe dich als Hausmann, erotisch finde ich dich in dieser Rolle aber nicht mehr», rutscht es der Frau des Mannes irgendwann heraus, der sich im *Magazin* vom 18. März 2006 selbst als «Hausmann und Vater» vorstellt. Angesichts der sozioökonomischen Stellung von Männern und Frauen, der gesellschaftlichen Bewertung und Entwertung «männlich» beziehungsweise «weiblich» konnotierter Eigenschaften und Tätigkeiten sowie der Unterordnung der «weiblichen» Privat- unter die «männliche» Sphäre des Öffentlichen scheint es einleuchtend, dass die Befreiung von herrschenden Geschlechterrollen vor allem eine Befreiung auf das «Männliche» hin ist und im Wesentlichen von Frauen ausgeht. Dafür ist auch die zentrale Formel für Männlichkeit – «Mann sein heisst, nicht Frau sein» – verant-

wortlich. Frauen stossen in immer mehr traditionelle Männerbereiche vor, Männer reagieren darauf auch mit Entwertung dieser ehemaligen Männerdomänen und versuchen, sich in letzte frauenfreie Reservate zu flüchten. Aber sogar in der Todeszone über 8000 Metern gilt nach Albert Frederick Mummery, der vor oder nach der Besteigung des Everests abgestürzt ist: «Jeder Berg scheint drei Stadien durchzumachen – ein unmöglicher Berg, der schwierigste Berg der Alpen, an easy day for a Lady» (Reinhold Messner: On Top. Frauen ganz oben, München: Piper, 2010).

Das ernstzunehmende Leiden von Männern ist kein kollektives, keine Folge der Unterdrückung durch ein anderes Kollektiv, das «der Frauen». Männer werden paradoxerweise zu Opfern der durch die soziale Überordnung des Kollektivs Mann über das Kollektiv Frau hervorgebrachten Geschlechterkonzepte. Deshalb gibt es auch keine der Frauenbewegung vergleichbare Männerbewegung. Das Leiden von Männern und Buben kann nur durch eine Dekonstruktion der Geschlechterdifferenz überwunden werden, das heisst durch eine Erweiterung des Konzepts «Mann» auf das traditionell Weibliche hin. Durch Befreiung von jenem Allmachtskonzept, das ein Buben beziehungsweise Männer behinderndes und gleichzeitig andere bedrohendes ist. Daran müsste sich Bubenarbeit beteiligen, auch wenn das mit dem Verlust vertrauter Männlichkeiten und dem Verzicht auf irgendwelche neuen Identitäten als «Mann» verbunden ist.

**Dekonstruktionen von Geschlechterdifferenzen und nationalen Identitäten machen das Leben freier und komplexer. Darauf wird mit Rückgriffen reagiert.**

Die Dekonstruktionen von Geschlechterdifferenzen und nationalen Identitäten, die Globalisierung von Märkten und Elend, die Internationalisierung von Politik, Wirtschaft und Kultur machen das Leben freier und komplexer; der damit verbundene Verlust von gewohnten Zugehörigkeiten macht vielen Angst. Darauf wird gerne mit Rückgriffen auf einfache Lösungen reagiert, beispielsweise Naturalisierung von Geschlechterkonzepten und Nationen. Es ist kein Zufall, dass rechtskonservative Bewegungen wie die AfD in Deutschland, die SVP in der Schweiz und die Trumpels in den USA – die sich im Kampf gegen den Islam gerne als Vorreiter der Befreiung «der Frau» inszenieren – nicht nur gegen multikulturelle Entwicklungen, sondern auch gegen die Genderisierung kämpfen. So ist beispielsweise der Begriff «Gender», auch dank entsprechender Bemühungen der SVP, wieder aus dem Lehrplan 21 gestrichen worden.

Beatrix von Storch, stellvertretende Vorsitzende der AfD und Mitglied des Europaparlamentes, weiss noch genau, wie das mit «den Männern» und «den Frauen» ist. Und sagt es auch öffentlich. Zum Beispiel im *Club des Schweizer Fernsehens* zu «60 Jahre EU» vor ein paar Wochen. Ausgerechnet im verhassten Brüssel. Wo sie – wenn sie nicht gerade Rettungsschirme spannen oder Grenzen öffnen – über «Genderquoten, Gender Queer Trans Bl» palaverten, so von Storch, über diese «Kopfgeburten von Problemen, die der normale Mensch nicht hat». Sagt es am 9. Mai 2017: «Der Mann auf der Strasse weiss,

dass er ein Mann ist, und überlegt nicht, ob er 48 andere Geschlechter am nächsten Tag einnehmen könnte, weil das alles sozial konstruiert ist, das sind so absurde Kopfgebirten, das ist ein Dekadenzproblem.» Und der rechtsradikale Attentäter Anders Behring Breivik, der 2011 in Norwegen 72 Menschen ermordet, gibt in seinem «Manifest 2083» dem «Staatsfeminismus» und der «Gender-Doktrin» die Schuld an «Überfremdung» und «Einführung der Scharia». «Beides beraube», fasst Franziska Schutzbach in ihrem Text «Gender, Feminismus und der rechtsnationale Ekel vor der (Gleichmacherei)» zusammen, «beides beraube den westlichen Mann seiner patriarchalen Position und führe damit zu einer Schwächung der Nation.»

Das Problem ist nicht die Gleichmacherei wider die «Natur», sondern die gesellschaftliche Ungleichmacherei.

Hinter der Angst vor der Befreiung des Individuums von nationalen und Geschlechter-Grenzen steckt die alte Angst vor der Gleichheit. Das heisst vor dem Verlust von Einordnung, Unterordnung und Überordnung. Vor der Unordnung, die Klassen und «Rassen» vermischt, nationale Grenzen, Geschlechterdifferenz und heteronormative Schranken beseitigt. Die Angst vor der Gleichheit ist die Angst, wir «Männer» und «Frauen» könnten einander ohne Normen und Strukturen, kulturelle Mythen und selektive Wahrnehmung viel ähnlicher sein als behauptet und gedacht, die Grenze zwischen «Frau» und «Mann» könnte sich gänzlich auflösen. Das Problem ist nicht, wie oft behauptet, die Gleichmacherei wider die Natur, sondern die gesellschaftliche Ungleichmacherei.

Wo immer die Gleichheit der Geschlechter droht, werden «natürliche» Unterschiede zwischen «Mann» und «Frau» zurückgefordert und rekonstruiert – in Haarschnitt, Organisation des Alltags, Genetik, Hirnforschung. «Das zentrale Konzept der feministischen Gender-Studies äussert sich in der These, dass die Geschlechterverhältnisse weder naturgegeben noch unveränderlich, sondern nur sozial und kulturell geprägt sind. Diese Auffassung steht im eklatanten Widerspruch zu den Erkenntnissen der Biologie, die angesichts verschiedener Geschlechtschromosomen und durch die hormonelle Steuerung die Geschlechter auch im Tierreich meist eindeutig definiert.» Postuliert der Biowissenschaftler Hans Peter Klein in der *NZZ am Sonntag* vom 15. Mai 2016.

Aber der alte Streit zwischen Natur und Kultur ist trotz Genomprojekt und Hirnforschung nicht entschieden. Offen, ob die sogenannten männlichen und weiblichen Gehirne dem geschlechtsspezifischen Verhalten vorausgehen oder, andersherum, von Letzterem geformt werden. Was wäre euch in diesem Spannungsfeld von Kultur und Natur lieber? Und warum? Sehnt ihr euch nach Legitimation oder Veränderung herrschender Ungleichheiten beziehungsweise Unterordnungen? Nach Befreiung von Geschlechterkorsetten oder nach Verhaltenssicherheit dank fester Geschlechterordnung? Nach individueller Selbsterschaffung ohne Grenzen oder nach Identifikation mit und Aufgehobenheit in einer Gruppe?

## Sich der sozialen Konstruktion von Geschlecht bewusst werden – Ein Versuch in fünf Schritten.

Max Frisch hat die Kraft der sozialen Konstruktion in seinem Stück «Andorra» an Andri, von dem es hiess, er sei ein Judenkind, eindrücklich aufgezeigt. Als diesem beschieden wird, er sei doch kein Jude, sondern der leibliche Sohn des Lehrers, besteht er auf dem ihm während Jahren zugeschriebenen Judesein: «Seit ich höre, hat man mir gesagt, ich sei anders, und ich habe geachtet drauf, ob es so ist, wie sie sagen. Und es ist so ... Man hat mir gesagt, wie meinesgleichen sich bewege, nämlich so und so, und ich bin vor den Spiegel getreten fast jeden Abend. Sie haben recht. Ich bewege mich so und so. Ich kann nicht anders.»

Die permanente Repetition des Geschlechter-Einmaleins im gesellschaftlichen Alltag macht uns glauben, wir seien «Männer» beziehungsweise «Frauen», wie es im Buch der Stereotype steht. Deshalb ist es ganz besonders für euch als Bubenarbeiterinnen und Mädchenarbeiter wichtig, diese allfälligen sozialen Konstruktionen laufend zu reflektieren. Dazu ein Vorschlag in fünf Schritten aus dem Buch «Tatort, Fussball und andere Gendereien», das ich gemeinsam mit Helen Hürlimann geschrieben habe.

### **1. Schritt: Wahrnehmen, was ist**

Wo zeigen sich im Hier und Jetzt Differenzen beziehungsweise Gleichheiten zwischen den Geschlechtern (und innerhalb von ihnen)? Zum Beispiel: Haben Männer und Frauen ein unterschiedliches Lernverhalten? Andere sexuelle Bedürfnisse?

### **2. Schritt: Eigene Geschlechturvorteile reflektieren**

Wo ist das Beobachtete vorgefundene Wirklichkeit, wo das Resultat selektiver Wahrnehmung beziehungsweise der Realität aufgedrängter Erwartungen? Ist die Geschlechterdifferenz (beziehungsweise -gleichheit) eine objektive oder liegt sie nur im subjektiven Auge der Betrachtenden? Zum Beispiel: Stimmt es tatsächlich, dass «Männer» besser in Wettbewerbs-, «Frauen» leichter in Kooperationsverhältnissen lernen? Gilt für «die Frau» wirklich «Zuerst reden, dann Sex», für «den Mann», umgekehrt, «Zuerst Sex, dann reden»?

### **3. Schritt: Dekonstruktion im engeren Sinne – Sichtbarmachen der sozialen Konstruiertheit der Geschlechterdifferenz**

Inwieweit sind die nach den beiden ersten Schritten zurückbleibenden «Männlichkeiten» und «Weiblichkeiten» durch kulturelle, ökonomische, politische, rechtliche, soziale Überformungen hervorgebracht worden? Durch welche sozialen Mechanismen sind auf den ersten Blick naturgegebene Unterschiede zwischen «Mann» und «Frau» entwickelt sowie anschliessend naturalisiert worden?

#### **4. Schritt: Dekonstruktion im weiteren Sinne**

##### **– Überwindung der sozialen Vergeschlechtlichung**

Wie werden geschlechterdifferenzierende kulturelle Repräsentationen und Mythen, ökonomische und politische Strukturen beziehungsweise soziale und rechtliche Normen Richtung Gleichheit in individueller Vielfalt aufgebrochen und neue Wirklichkeiten beziehungsweise Repräsentationen entworfen? Eine Verlockung dieses Dekonstruktionsansatzes ist die Allmachtsfantasie, wir könnten uns ohne jede Einschränkung durch elementare Gegebenheiten (welche immer das sein mögen) selbst entwerfen und schaffen. «Der Traum von der völligen sexuellen Selbstermächtigung des Menschengeschlechts, das nur endlich lernen müsse, sich seines Abstands von der Natur zu freuen, konvergiert merkwürdig mit den neusten Heilslehren der Reproduktionsmedizin: Gender Studies und Gentechnik, das sind zwei phantasmagorische Fluchtbewegungen aus dem heutigen Unbehagen der Geschlechter», warnt Jörg Lau 1998 in der *Zeit*. Mindestens eine Grenze ist uns, trotz aller sozialen Konstruiertheit unseres Lebens, sicher – der Tod. Und vielleicht bleibt auch das Gebären den Frauen für alle Zeiten vorbehalten und aufgebürdet.

#### **5. Schritt: Wahrnehmen, was jetzt ist**

Zurück zu Schritt 1. Wer nicht an irdische oder jenseitige Paradiese glaubt, kommt nie an; im anhaltenden Konstruieren und Dekonstruieren von Geschlechterdifferenzen (und -gleichheiten) muss dem Genderblick immer wieder eine präzise Wahrnehmung dessen, was ist, abverlangt werden, müssen sich der und die Einzelne sowie das auch in Buben- und Mädchenarbeit vorübergehend gebildete «Wir Männer» oder «Wir Frauen» fragen: Welche als «natürlich» erscheinenden Grenzen lassen sich noch überspringen, welche müssen wir (vorläufig) als gegeben akzeptieren?

Die Frage ist nicht, wie der Knabe zum «Mann wird», sondern wann der Vogel den geöffneten Käfig verlässt.

Das Ziel ist erst erreicht, wenn kein Bub mehr «männlich», kein Mädchen mehr «weiblich» werden muss, wenn die Frage nach dem «neuen Mann» beziehungsweise der «Frau von morgen» nicht mehr gestellt wird, wenn es zur Beschreibung menschlicher Individuen mehr Begriffe gibt als die Inuit Wörter für Schnee kennen sollen. «Zwischen den zwei Polen Mann und Frau gibt es Hunderte Varianten von Intersexualität», sagt die Mutter eines so genannten Zitters. Es ist ja gerade nicht die Überwindung der Geschlechterdifferenz, die Unterschiede einebnet, sondern die gesellschaftlich hervorgebrachte Dualität von «Mann und Frau» – diese glättet mit klaren Zuordnungen die vielfältigen Unterschiede zwischen als «Mann» beziehungsweise «Frau» stereotypisierten Individuen aus. An diese Vertrautheit des eigenen Kollektivs und Geschlechts klammern wir uns wie der Vogel, der den geöffneten Käfig nicht verlässt, weil ihm die vergitterten fünfzig Zen-

timeter vertrauter sind als der weite Himmel. Ein Korsett beengt nicht nur, es gibt auch Halt.

Die Vision der Gleichheit ist erst eingelöst, wenn Geschlechter- und andere Grenzen durch offenes Land ersetzt sind, auf dem sich die Unterschiedlichsten frei bewegen können. Das geht für die Bubenarbeit über das hinaus als das, was ein Fachartikel auf eurer Website fordert: Die «heranwachsenden Jungen» anzuleiten und zu ermutigen, «das Spektrum der möglichen Entwicklung als Mann zu entwickeln vom Stereotyp hin zum vielfältigen Mann». Die Frage «Wie wird der Knabe zum «Mann»?», auch zum vielfältigen, ist aus meiner Sicht nicht wirklich relevant. Bedenkenswerter wäre die Frage «Wie wird er, aber auch das Mädchen zum Menschen, der Träume verwirklicht, aufrecht geht und in dieser Welt eine Heimat findet – friedfertig, solidarisch mit anderen?»

Wo alle zum «Menschen» werden, gibt es keine vorgegebenen Zugehörigkeiten mehr, höchstens noch gewählte. Die Utopie «des Menschen» darf nicht als neues Korsett entworfen, sondern muss als begrenzte und unzulängliche Vielfalt hingenommen werden. Die Frage ist nicht, wie immer wieder drohend an die Wand gemalt, ob die Auflösung der Geschlechter unerotische Spannungslosigkeit hinterliesse, weil wir alle einander gleich, in eine Norm «Mensch» gepresst würden; die Frage ist, ob wir die Spannung aushalten würden, alle anders, alle viele zu sein, keine und keiner dem oder der oder anderen gleich, niemand unter ihres- oder seinesgleichen; die Frage ist, ob wir bereit sind, uns dieser irritierenden Fremdheit des Individuums auszuliefern.

Den Kindern und Jugendlichen zu helfen, sich diesen Unberechenbarkeiten des Lebens hinzugeben, das könnte eine Aufgabe von Buben- und Mädchenarbeit sein, wenn geschlechterdifferenzierende Ansätze nicht zu dem Problem werden wollen, das sie zu bekämpfen vorgeben. Das heisst neue Männlichkeitskorsette schneidern und Geschlechtergrenzen festschreiben, statt sie zu sprengen beziehungsweise zu überschreiten. Das wäre auch für euch eine Reise ins Ungewisse und vielleicht mit etwas Angst verbunden.